

Perlenfischen

Von Roger von Wartburg

Perle 1: «Vieles vergessen»

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Konrad Paul Liessmann

Wann: 28. August 2018

«Bei einer Utopie-Konferenz, die vor kurzem an der Universität Lüneburg stattfand, wurde auch über Bildung gesprochen. Die Zukunft, so hörten wir, werde ganz andere Formen des Lernens verlangen. Vor allem werde es nicht mehr um einen Stoff gehen, dieses Wort sollte verboten werden, und auch nicht mehr um ein Lernen im rein kognitiven Sinn, denn alle Untersuchungen zeigten, dass das meiste, was Kinder und Jugendliche in Schulen lernten, wieder vergessen werde. Nur das, so die These, was mit starken emotionalen Erfahrungen und Erlebnissen verbunden sei, bleibe im Gedächtnis.

All das ist zwar keine Zukunftsmusik, sondern gehört seit langem zum rhetorischen Arsenal der Reformpädagogik, aber es klingt trotzdem noch immer plausibel. Schaut man jedoch genauer hin, entdeckt man an dieser beliebten Kritik einer angeblich antiquierten Lernkultur selbst einige erschreckende Züge. Man stelle sich vor, es gelänge tatsächlich, Kinder und Jugendliche ununterbrochen so mit emotionalen Erfahrungen zu versorgen, dass sie diese nie mehr vergessen könnten: Solch eine Schule wäre zweifellos die Hölle.

Dass Leerläufe und die Möglichkeit, sich innerlich zu dispensieren, essenziell zur Logik des Lernens gehören, hat eine erfahrungsversessene Pädagogik leider vergessen. Vergessen hat die Pädagogik aber auch, über das Vergessen selbst nachzudenken. Der Sinn des Lernens im Zuge von Bildungsprozessen besteht nämlich nicht darin, sich alles für alle Zeiten zu merken.

Das Gedächtnis ist keine Festplatte, auf der etwas gespeichert und danach jederzeit wieder abgerufen werden kann, sondern es arbeitet prinzipiell selektiv. Leben selbst, nicht nur Lernen, ist ein Wechselspiel von Erinnern und Vergessen. Es kann sinnvoll sein, den Versuch zu unternehmen, etwas Gelerntes zu behalten, indem man ständig daran weiterarbeitet, es kann aber auch sinnvoll sein, etwas nur für eine bestimmte Situation zu lernen und dann wieder zu vergessen.

Das Vergessen hinterlässt Spuren. Wer etwas lernt und dann wieder vergisst, ist deshalb ein anderer als der, der



Das Gedächtnis ist keine Festplatte, auf der etwas gespeichert und danach jederzeit wieder abgerufen werden kann, sondern es arbeitet prinzipiell selektiv. Leben selbst, nicht nur Lernen, ist ein Wechselspiel von Erinnern und Vergessen.

nicht durch diesen Prozess gegangen ist. Gelesene Bücher, deren Inhalt man mehr oder weniger vergessen hat, sind etwas ganz anderes als ungelesene Bücher.

Und wenn Bildung etwas mit dem Kennenlernen unterschiedlicher Formen und Disziplinen des Wissens zu tun hat, mit der Auseinandersetzung mit verschiedenen Konzepten der Weltdeutung und Weltbegegnung, dann bedeutet dies immer auch, sich irgendwann auf einiges davon zu konzentrieren und anderes allmählich wieder zu vergessen. Aber hätte man nicht die Möglichkeit gehabt, vieles zu lernen, hätte man bestimmte Wege nicht einschlagen können. Unterricht auf das beschränken zu wollen, was später nützt, ist deshalb immer der falsche Ansatz. Niemand weiß, was später nützen wird.

Die alltagssprachliche Rede, dass man auch im Geistigen manches erst verdauen müsse, weiß, wovon sie spricht. Natürlich soll man lernen, um etwas zu erfahren und zu wissen. Man muss dazu aber nicht nur viel aufnehmen, sondern vieles auch wieder ausscheiden, um das zu behalten, was letztlich die Bildung ausmacht. Lehrerinnen und Lehrer sollten sich ruhig dazu bekennen, dass sie Dinge lehren – ja: einen Stoff anbieten –, von denen vieles früher oder später wieder vergessen werden wird. Aber jeder Schüler, jede Schülerin wird anders und anderes vergessen.

Und genau darum geht es.»

Weitere Perlen auf S. 17, 28, 34 und 40

Perle 2: «Wir brauchen einen neuen Kanon»

Wo: DIE ZEIT

Wer: Thomas Kerstan

Wann: 15. August 2018

«Es kam schleichend: das Chaos, das diffuse Gefühl, die Übersicht zu verlieren in einer Welt, die ich gut zu kennen glaubte. Die Unübersichtlichkeit der Globalisierung, das Tempo der Digitalisierung, die Spaltung unserer Gesellschaft und ein wachsendes Unverständnis in derselben, die sich über immer mehr Fakten nicht mehr einig ist. Und dazu das Gerede, dass «Wissen nichts mehr wert» sei und es in Zukunft um «Kompetenzen» gehe.

Natürlich, dachte ich, wahrscheinlich werde ich alt. Bin halt ein Auslaufmodell. [...] Vielleicht verstehe ich bloss die Welt nicht mehr. Das Unbehagen aber wollte nicht weichen. Und auch nicht die Neugier auf die Welt. Diese beiden Regungen waren schliesslich der Motor für meine Suche nach einem Kanon. Also nach einem kleinsten gemeinsamen Nenner dessen, was man wissen muss, um zu bestehen. Jetzt und in der Zukunft. [...]

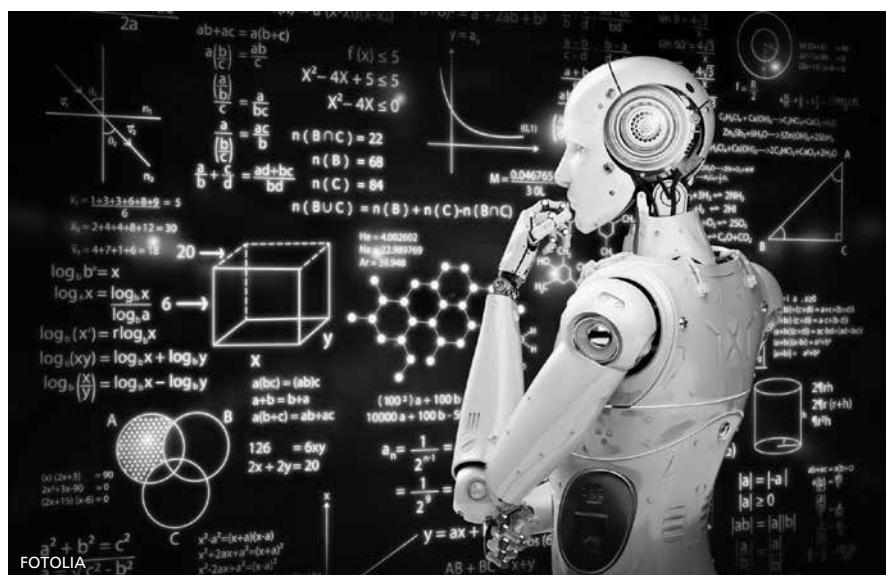
Mit meiner Verunsicherung bin ich nicht allein, das weiss ich aus meiner Arbeit: Seit mehr als zwanzig Jahren schreibe ich über das [...] Bildungswesen. [...] Habe in all diesen Jahren immer wieder kluge Sätze gehört, die sich in der Summe zu echten Überzeugungen verfestigten: Bildung ist extrem wichtig für einen Menschen. Sie gibt Halt selbst in düsteren Zeiten. Sie befreit aus der Not und führt aus der Enge der Vorurteile, sie ermöglicht den Aufstieg, sie fördert das soziale Miteinander. Ich habe aber auch erfahren, wie verzagt über Bildung diskutiert wird und wie erschreckend formalisiert. [...] Was fehlt, ist die grosse öffentliche Debatte um die Inhalte.

Die Antwort auf die Frage, was unsere Kinder heute lernen müssen, ist ja alles andere als nebensächlich – nein, sie ist eine Wette auf die Zukunft. Und die ist offen. Wie viel Informatik braucht der Mensch? Was müssen wir angesichts des Klimawandels wissen? In welchem Ausmass nehmen uns Roboter die Jobs weg? Was ist das Wesen des Menschen, was bedeutet künstliche Intelligenz? Einfache Fragen, die zugleich von beängstigender Komplexität sind.

Ein Kanon könnte da Antworten geben, weil er ein gemeinsamer Wissensfundus ist. Er definiert, was heute von Bedeutung ist und was morgen von Bedeutung sein könnte. Er ist das Gedächtnis einer Nation und beschreibt ihr Wesen. Er ist eine Einladung an die Neuen in der Runde, sich den anderen bekannt zu machen – und wiederum ihre Geschichten zu erzählen, um Teil eines neuen Ganzen zu werden. Der Kanon, das sind wir.

Dass er konkret und begrenzt ist, steht dazu nicht im Widerspruch. Es ist ein Unterschied, ob Kinder ihre Lesekompetenz an Schillers *Glocke* schulen oder an der Gebrauchsanweisung für eine Waschmaschine. Für den gesellschaftlichen Diskurs, für die Demokratie ist ein konkreter Kanon hilfreicher als [...] wolkige Prosa [...].

Anhand eines Kanons lässt sich darüber diskutieren, warum ich jenen Film kennen soll oder dieses Buch gelesen haben muss. [...] Ein Kanon weitet den Blick für jenes Wissen, das man hat – und das einem fehlt. Er ist grosszügig und bestimmt zugleich, er leitet den Lernenden durch je-



Wie viel Informatik braucht der Mensch? Was müssen wir angesichts des Klimawandels wissen? In welchem Ausmass nehmen uns Roboter die Jobs weg? Was ist das Wesen des Menschen, was bedeutet künstliche Intelligenz? Einfache Fragen, die zugleich von beängstigender Komplexität sind.



Die Zeit ist reif für einen medienübergreifenden Kanon, denn es gibt viele bedeutende und instruktive Filme, Gemälde, Sachbücher und (ja, auch) Computerspiele.

Die Antwort auf die Frage, was unsere Kinder heute lernen müssen, ist ja alles andere als nebensächlich – nein, sie ist eine Wette auf die Zukunft. Und die ist offen.

nen Urwald, den wir abstrakt als «Bildung» bezeichnen. Er macht Mut für das Neue, weil er Sicherheit im Alten vermittelt. Er kann den Anstoß geben, sich auf die Relativitätstheorie einzulassen oder ein Computerspiel kennenzulernen.

Vor allem aber ist er sozial gerecht. Wie viele Kinder aus sogenannten Problemvierteln haben sich noch nie von einer Oper verzaubern oder von abstrakter Kunst verstören lassen? Ein Kanon, der das Allgemeinwissen abbildet, bietet Orientierungshilfe für Arbeiter- und Einwandererfamilien, die nicht so selbstverständlich mit Bildung aufwachsen wie die Angehörigen aus Mittel- und Oberschicht. [...]

Nicht zuletzt lädt ein Kanon zur intelligenten Unterhaltung im Familien- und Freundeskreis ein. [...] Das Schöne ist: Beschränkung führt zu Entscheidungen. Willst du deinen Mahler, musst du mir erklären, warum ich meinen Duke Ellington streichen soll. [...] Die Gesellschaft zersplittert in Gruppen und Untergruppen. Hier könnte ein gemeinsamer Fundus an Büchern, Filmen, Kunstwerken, Erfindungen und Entdeckungen das Große und Ganze zusammenhalten. Ein Kanon integriert, jeden auf andere Weise. [...] Alte spielen Computerspiele. Junge hören Beethoven. Zuwanderer denken über das Grundgesetz nach. Hier unterscheidet sich mein Kanon von allen anderen, die man gemeinhin kennt. Er will Identität nicht enger definieren, sondern weiten. [...]

Aber verliert das Wissen in Zeiten von Suchmaschinen wie Google nicht an Bedeutung, weil doch alles immer und für jedermann zugänglich ist? Ein Irrglaube. Wie soll einer nach den geistigen Anführern der Französischen Revolution suchen, wenn er nicht weiß, dass 1789 eine solche – weltverändernde – Revolution stattgefunden hat? Nur wer über

ein solides Wissensgerüst verfügt, kann sich aus der Nachrichtenflut das Wesentliche herausfischen, neue Erkenntnisse einordnen und die richtigen Fragen stellen.

Sicher, es geht in Schule und Familie nicht nur um die Vermittlung von Wissen. Es geht auch ums Können, um Herzensbildung, um praktisches Handeln und um das Zurechtfinden in der Gemeinschaft. Aber ich möchte den Wissenserwerb, die Vermittlung von purem «Stoff» – um das altmodische Wort zu gebrauchen – in den Vordergrund rücken. Oft wird geringschätzig gefordert, die Schule müsse «mehr als Wissen» vermitteln. Wissen aber ist die Grundlage für die Steigerungsform «mehr als Wissen».

Der zweite Punkt, in dem sich mein Kanon von den gewohnten unterscheidet: Er beschränkt sich nicht auf die Literatur. Die Zeit ist reif für einen medienübergreifenden Kanon, denn es gibt viele bedeutende und instruktive Filme, Gemälde, Sachbücher und (ja, auch) Computerspiele. Dabei richtet mein Kanon den Blick in die Welt, weil sich in Zeiten der Globalisierung auch ein nationaler Kanon nicht auf nationale Werke beschränken darf. [...] Wenn ein Kanon ausdrücken soll, wer «wir» sind, muss ein moderner Kanon den Wandel des «wir» auch selbst vollziehen. Er muss vielfältig sein und demokratisch. [...]

Mit diesen Gedanken habe ich mich an die Erstellung meines Kanons gemacht. Er richtet sich nicht nur an Bildungsbürger [...], sondern soll idealerweise jeden erreichen, im Sinne meines zentralen Anliegens, den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken. Ein gebildeter Mensch sollte etwa die Bibel und Homers *Ilias* gelesen haben: Diese Werke sind ein zentraler Schlüssel zu unserer Kultur. Ich halte es aber für keine realistische Forderung, jedem die kom-



BILDNACHWEIS S. 18/19: FOTOLIA

Nur wer über ein solides Wissensgerüst verfügt, kann sich aus der Nachrichtenflut das Wesentliche herausfischen, neue Erkenntnisse einordnen und die richtigen Fragen stellen.

Meine Leitfrage lautete: Was muss ein junger Mensch an der Schwelle zum Erwachsenendasein wissen? Mein Kanon umfasst hundert Werke, das ist genug, um Allgemeinwissen in einer gewissen Breite abzudecken, ohne unübersichtlich zu werden.

plete Lektüre abzuverlangen. Deshalb habe ich in meinen Kanon eine sehr gelungene Erklärung der wichtigsten Geschichten aus der Bibel von Christian Nürnberger aufgenommen und die meisterhafte Kurzfassung von Homers *Ilias* und seiner *Odyssee* von Walter Jens.

[...] Meine Leitfrage lautete: Was muss ein junger Mensch an der Schwelle zum Erwachsenendasein wissen? Mein Kanon umfasst hundert Werke, das ist genug, um Allgemeinwissen in einer gewissen Breite abzudecken, ohne unübersichtlich zu werden. In Anlehnung an [...] Wilhelm von Humboldt habe ich die Wissensgebiete nach vier Arten der Begegnung mit der Welt aufgeteilt:

das künstlerisch-ästhetische Verstehen der Welt,
das sprachlich-kommunikative,
das mathematisch-naturwissenschaftliche
und das historisch-philosophische.

Für jeden Bereich habe ich 25 Werke ausgewählt, die entweder für sich stehen (wie die *Mona Lisa*) oder eine wichtige Erkenntnis gut erklären (etwa Einsteins Buch über die Relativitätstheorie). Boten sich mehrere Werke zur Auswahl an, habe ich mich stets für das populärere entschieden, immer der Devise folgend, alle miteinander ins Gespräch zu bringen. Deshalb Mozarts *Zauberflöte* statt Mozarts *Don Giovanni*. Soweit es möglich war, habe ich mich nicht von meinem persönlichen Geschmack leiten lassen. Mir ist aber klar, dass mein Kanon – wie alle Kanons, die je geschrieben wurden – eine subjektive Färbung hat.

Leider stammen nur wenige Werke von Frauen. Auch meinem Kanon wird sicher vorgeworfen werden, die Werke «toter weißer Männer» seien überrepräsentiert. Das liegt daran, dass die stilprägenden, typischen, populären Werke

der Vergangenheit vorwiegend von Männern stammen. Sehr bald wird ein neuer Kanon in dieser Hinsicht sicher ganz anders aussehen.

Es liegt in der Natur eines Kanons, dass seine Werke älter sind, immerhin müssen sie sich über die Jahre bewährt haben. Weil ich aber die Welt von heute im Blick habe, nahm ich auch neuere Medien «auf Bewährung» mit auf. Die einleuchtendste Erklärung des Elektromotors fand ich zum Beispiel bei der *Sendung mit der Maus*. Ob dieses kurze Video die Jahrzehnte überdauern wird? Keine Ahnung. Wenn aber der Massstab lautet: «Das sollte ein junger Erwachsener heute unbedingt wissen», dann gehören solche Werke auch unbedingt mit auf die Liste.

Mein Kanon entspricht nicht der reinen Lehre, gewiss. Er ist angreifbar, er macht mich angreifbar. Einen Kanon entwerfen heißt nämlich immer auch: zeigen, wer man selbst ist. Aber er schafft Unterhaltung und Austausch. Und gegenseitiges Befremden. Und das geteilte Glück über Werke, die alle gleichermaßen bewegen. Gelungen wäre dieser Kanon, wenn wir ihn nicht abarbeiten, sondern immer wieder umbauen. Gemeinsam.»

Perle 3: «Bildungspanic und Schulstress»

Wo: Journal 21

Wer: Carl Bossard

Wann: 25. August 2018

«Experten schlagen Alarm. Jeder dritte Schüler leidet an Burn-out-Symptomen, schreibt die *SonntagsZeitung*. Viele Kinder fühlen sich überfordert. Klar und deutlich formuliert es der Kinderarzt Remo Largo: «Man kann Kinder nicht über ihr Begabungspotenzial hinaus fördern, sondern sie höchstens ihr Potenzial realisieren lassen. Eltern und Schule wollen aber mehr.» [...]»

Kinder werden heute früher und konsequenter gefördert. Vom zarten Babyalter an. Sie müssen vielleicht nicht *mehr* Kenntnisse und Kompetenzen haben als einst, aber was sie wissen und können müssen, wird früher gefordert. Noch nie war darum so viel von Frühförderung die Rede: Bildschirm-Spielzeuge für Einjährige, Englisch mit drei Jahren, Ausland-Sprachkurse für Kleine. In der Schule sind Frühenglisch und Frühfranzösisch angesagt. Das hat Konsequenzen: Viele Kinder können nicht mehr Kinder sein.

Der Kindergarten beginnt bereits mir vier Jahren. Er mutiert zur (Früh-)Schule. Freies Spiel und Erleben im Sinne Fröbel'scher Pädagogik haben an Wert verloren. Wichtiger werden kognitive Kompetenzen. Kindergärtnerinnen beurteilen ihre Schützlinge mit fünfseitigen Rasterbögen und «Kreuzchen im Kästchen» – anhand von 26 Kompetenzen zu je fünf Stufen. An erster Stelle steht die Analyse der Selbstkompetenz.

Und so geht es weiter. Auch für das Elterngespräch in einer zweiten Primarklasse bildet ein Kriterienraster die zwingende Grundlage. Es sind 72 Kompetenzen: eine Matrix von Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ein Kind im Rahmen des Lernprozesses zu erlangen hat, aufgeteilt in je drei Niveau-Stufen. Da steht für das 1./2.-Klasskind zum Beispiel: «Vergleichsartigkeit von Gemeinschaftsformen und Lebensweisen sowie Rollenmuster wahrnehmen.» Die Primarlehrerin muss diese Kästchen mit Vater und Mutter innert zweier Jahre dreimal durchgehen und ankreuzen.

Der Druck auf die Kinder wächst. Der Umfang der möglichen Beurteilungen hat enorm zugenommen – formativ wie summativ. Die Testindustrie ist gefragt und boomt. Beurteilt wird nicht nur, ob ein Kind etwas kann, bewertet wird auch sein Lernprozess. Und das in immer mehr Fächern. Jugendliche stehen so unter Dauerbeobachtung; die Möglichkeiten des Versagens nehmen zu.

Dazu kommt, dass moderne Lehrmittel für schwächere und mittelstarke Schüler oft viel zu komplex sind. Da muss experimentiert und hergeleitet, selber herausgefunden und selbstorganisiert gelöst werden. Dafür wird nicht mehr intensiv trainiert, was wirklich wichtig ist; fürs Üben bleibt weniger oder kaum Zeit. Entsprechenden Zulauf haben die Lernstudios. Die Ferienzeit wird nicht selten zur Nachhilfezeit.



Kindergärtnerinnen beurteilen ihre Schützlinge mit fünfseitigen Rasterbögen und «Kreuzchen im Kästchen» – anhand von 26 Kompetenzen zu je fünf Stufen. An erster Stelle steht die Analyse der Selbstkompetenz.



FOTOLIA

Die Testindustrie ist gefragt und boomt. Beurteilt wird nicht nur, ob ein Kind etwas kann, bewertet wird auch sein Lernprozess. Und das in immer mehr Fächern. Jugendliche stehen so unter Dauerbeobachtung; die Möglichkeiten des Versagens nehmen zu.

Der binnenschulische Paradigmenwechsel verbindet sich vielfach mit den gestiegenen Erwartungen der Eltern: Die Kinder sollen die sozioökonomische Position ihrer Herkunft zumindest halten. Es ist die Angst vor dem sozialen Abstieg. «Statuspanik» und «Bildungsangst» nennt dies der Soziologe Heinz Bude: Bildung als Positionsgut in den verschärften gesellschaftlichen Prestigekämpfen. Wenn alle zur Bildung gelangen und alle ein Attest in den Händen halten, sinkt der Wert des eigenen Diploms: Inflation von Bildungszertifikaten als Folge der Bildungsexpansion.

Entsprechend wächst der gesellschaftliche Drang ans Gymnasium. Allerdings variiert die Maturitätsquote innerhalb der Kantone stark: zwischen 11,7 Prozent im Kanton Glarus und 32,1 Prozent in Basel-Stadt (2016). Für viele ist die Matura eine *Conditio sine qua non*. Doch ein Drittel schafft es nur mit Nachhilfeunterricht. Manche sind überfordert.

«Ein beachtlicher Teil der Gymnasiasten verfügt nicht über die nötige Intelligenz», schreibt die ETH-Forscherin Elsbeth Stern. Das erste Studienjahr wird häufig zum Selektionsjahr. Und die Anzahl der Maturanden, die durchs Studium fallen, ist hoch. Nicht umsonst gibt Stefan Wolter, Leiter der Forschungsstelle für Bildungsökonomie an der Universität Bern, zu bedenken: «Das System ist in Schieflage geraten.» Höhere Quoten gehen oft mit sinkenden Ansprüchen einher. Anzustreben wäre eine Studierquote von rund 20 Prozent.

«Mehr Maturanden, bitte!», fordert Professor Philipp Sarasini, Universität Zürich. Dezidiert verlangt er für eine breite Bevölkerungsschicht den Zugang zum Gymnasium. Sich diesem Imperativ zu widersetzen sei «Ausdruck einer ebenso dummen wie zynischen Bildungsverachtung eines kleinen Herrenvolkes», hält er fest. Gar eine «Matura für alle!» postuliert eine neue Publikation.

Wohin das führt, zeigt Frankreich: 85 Prozent des gesamten (Schulabschluss-)Jahrgangs schafften 2016 die Matura, so viele wie noch nie zuvor. Das ist wahrscheinlich Weltrekord. Doch nach der Grundschule haben viele französische Schüler Schwächen im Lesen und Schreiben. Und bei den internationalen Vergleichen fällt Frankreich immer weiter zurück.

Das Land der «Egalité» kann kein Vorbild sein, obwohl die [...] OECD mit ihren Sibyllen und Propheten die Schweiz wegen ihrer niedrigen Maturaquote regelmäßig rügt. 2016 erwarben im Übrigen schweizweit 38.6 Prozent der jungen Erwachsenen einen Maturitätsabschluss: 20.8% die gymnasiale Matura, 15.1% die Berufsmatura und 2.7% eine Fachmaturität.

Das Prinzip des pädagogischen Egalitarismus bedeutet Nivellierung nach unten (eine andere kann es nicht geben), ja Negierung der Ansprüche. Doch die Schule muss den Unterschieden gerecht werden. Viele Wege führen darum zu Bildung und zu einem Beruf. Das Schweizer Bildungssystem ist breit gefächert und durchlässig ausgebaut – mit unterschiedlichen Passagen und Passerellen. Wegweisend ist das chancengerechte Prinzip: Jeder Abschluss führt zu einem Anschluss.

Warum? Wissen und Können wollen wachsen, und Wachsen braucht Zeit. Wissen und Können wachsen nicht bei allen Kindern und Jugendlichen gleich schnell und in die gleiche Richtung. Darum öffnen sich am Ende der Primarschulzeit verschiedene Wege. Eines ist bei allen Wegen wichtig: Begabungsgerecht sollen sie sein und in eine berufliche Zukunft führen. Ein begabungsgerechter Unterricht kennt kaum Überforderung.»

Perle 4: «Menschen statt Computer»

Wo: Aargauer Zeitung

Wer: Patrik Müller

Wann: 31. Oktober 2018

«In der Bildungspolitik zeichnet sich gerade eine ziemlich spektakuläre Wende ab. Erste Vorboten sieht man, wo könnte es anders sein, in den USA, genauer im Silicon Valley. Und wie so viele Trends, die von dort kommen, dürfte auch dieser mit der üblichen Verzögerung Europa und die Schweiz erreichen. Oft klingt diese Aussicht wie eine Drohung – diesmal aber eher wie eine Verheissung.

In mehreren Schulen des Silicon Valley werden Computer und Tablets aus dem Unterricht verbannt. «Screen-free schools», bildschirmfreie Schulen, heisst das Schlagwort. Wer hat erfunden? Die Tech-Pioniere, also jene Unternehmer, die ihre Millionen und Milliarden mit ebendiesen Bildschirmen verdient haben. Ironischerweise wollen ausgegerechnet sie, dass ihre Kinder sich mit Menschen statt mit Geräten abgeben, dass sie in den Pausen auf Spielplätzen herumtollen, statt am Handy zu hängen.

Die «New York Times» wittert einen neuen digitalen Graben: Lange Zeit sei es das Privileg von Kindern aus reichem Haus gewesen, an Bildschirmen ausgebildet zu werden. Ihre Schulhäuser verfügten über eine supermoderne Infrastruktur, und Hausaufgaben wurden online erledigt. Man machte sich Sorgen, dass Kinder in ärmeren Regionen, wo die Schulen nicht mit Computern ausgestattet sind, abgehängt werden. Jetzt gibt es gegenteilige Warnungen: Kinder der Unter- und Mittelschicht würden zunehmend von Bildschirmen erzogen, während der Nachwuchs gut situierte Familien vom «Luxus zwischenmenschlicher Beziehungen» profitieren würde.

Die Zeitung hat festgestellt, dass teure Privatschulen den Computer im Unterricht zurückfahren, während die öffentlichen Schulen diesen immer öfter einsetzen. Die Entwicklung an den Schulen widerspiegelt jene zu Hause in den Familien. In den USA verbringen Teenager aus unteren Einkommensverhältnissen täglich 8 Stunden an einem Bildschirm (Handy, Tablet, Computer, Fernsehen), während es bei Gleichaltrigen aus besseren Verhältnissen «nur» fünf-einhalb Stunden sind.

In der Schweiz verläuft die Debatte anders. Vor dem gross angelegten Digitaltag vergangene Woche titelte der «Blick» auf der Frontseite im Imperativ: «Kinder an die Computer!» In dem Artikel forderten Politiker eine «Digital-Offensive an Schulen». Sie reagieren letztlich auf die Erwartungshaltung vieler Eltern: Schon ab der 1. Klasse



sollten die Knirpse programmieren lernen. Entsprechend boomen private Programmierkurse. Und an Gemeindeversammlungen haben es Kredite für neue Spielplätze schwieriger als Kredite für neue Schulcomputer.

Wie der Wind in elitären Zirkeln der USA gedreht hat, erlebte ich, als ich in der ersten Jahreshälfte an der Harvard-Universität forschte, an einem Institut, das auf die Interaktion zwischen Internet und Gesellschaft spezialisiert ist. Es fiel auf, dass viele der dort arbeitenden Wissenschaftler in ihrem Familienleben restriktiv sind im Umgang mit dem Smartphone. Ein Forscher erzählte, dass sein Sohn mit 12 Jahren noch kein Handy habe und er ihn nur am Wochenende mit dem elterlichen Smartphone spielen lasse. Er zitierte eine Studie, wonach die Schulleistungen von Kindern umso besser seien, je weniger Zeit sie an Bildschirmen verbringen. Doch dieser Wissenschaftler ist wohl situiert – wer sich keine Nanny leisten kann, der setzt die Kinder vor den iPad oder vor den Fernseher.

Den neusten Bildungs-Trend muss man in einem grösseren Zusammenhang sehen. Die Tech-Pioniere von Apple, Google, Facebook & Co. predigen neuerdings nicht mehr den allumfassenden Zugang zur digitalen Technologie (den haben inzwischen fast alle), sondern die zeitliche Limitierung des Konsums. Darum entwickeln sie Funktionen wie «Bildschirmzeit» auf dem iPhone, mit denen sich der Nutzer selber beschränken soll. Die Sache ist durchsichtig: Es geht den Konzernen nicht um die Rettung der Menschheit, sondern ums eigene Image, also ums Geschäft.

Glaubwürdiger ist da, wie sich die Gurus privat verhalten. Steve Jobs, der Schöpfer des iPhones und des iPads, liess keine Gelegenheit aus, um die Welt von den Segnungen seiner Geräte zu überzeugen; seine Kinder aber hielt er davon noch fern, als sie Teenager waren. Bill Gates, der Gründer von Microsoft, erlaubte seinen Kindern das Smartphone erst, als sie 14-jährig waren. Die Väter Jobs und Gates – sie müssen es wissen.»

Perle 5: «Einst hatten die Lehrerinnen und Lehrer das Sagen. Wer heute die Schule regiert.»

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Martin Beglinger

Wann: 31. August 2018

«Richard Münch, 73, emeritierter Professor für Soziologie [...] ist kein grosser Redner, doch was er am Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Bildungsforschung zu sagen hat, das hat es in sich. Es geht um den bildungsindustriellen Komplex, wie Münch ihn nennt, angelehnt an den berüchtigten militärisch-industriellen Komplex, vor dessen zersetzendem Einfluss auf die Demokratie der damalige US-Präsident Eisenhower in seiner berühmten Abschiedsrede im Jahr 1961 gewarnt hatte. [...]»

Es seien [...] schon lange nicht mehr die Aufklärer, die die Bildungsdebatten von heute dominierten, sondern Ökonomen wie der amerikanische Nobelpreisträger Gary Becker, der bereits 1964 seine Theorie des Humankapitals entwickelte. [...] Becker verstand Bildung als Investition, die für den Einzelnen rentiert – vor allem in Form eines höheren Lohnes. Unterdessen ist dieser Gedanke Allgemeingut und die «Forderung nach mehr Bildung zum globalen Mantra der Wissensgesellschaft» (Münch) geworden. Umso mehr gelte die Schule heute als Rohstofflieferantin von Humankapital und sei dadurch zu einem «Kampfplatz im internationalen Wettbewerb» geworden.

Zugleich sieht Richard Münch [...] einen «neoliberalen» Zeitgeist am Werk, der eine tektonische «Verschiebung vom Wohlfahrtsstaat zum Wettbewerbsstaat» bewirkt habe, mit ebenfalls einschneidenden Konsequenzen für die Schule. Von ihr werde seither verlangt, alle Kinder fit zu machen für den späteren Wettbewerb. Mehr Investitionen in die Bildung und im Gegenzug weniger Sozialstaat, das ist das politische Kalkül der Verfechter des «Wettbewerbsstaates». Mit der Lehre des New Public Management (NPM) wiederum, die öffentliche Verwaltungen dank Methoden aus der Privatwirtschaft effektiver und effizienter machen will, sollen die Schulen besser gesteuert werden; eine Vorstellung, die gerade auch bei sozialdemokratischen Reformern [...] auf grossen Anklang stiess. Alles in allem ist für Münch nicht weniger als eine «Verdrängung des traditionellen pädagogischen Establishments» durch eine «ökonomische Regierung der Schule» im Gange.

[...] Während [...] Lehrerverbände und [...] Erziehungswissenschaftler seiner Analyse [...] applaudieren, steht Münch bei [...] Bildungsforschern als Romantiker im Verdacht. [...] Bildungswissenschaftler Stefan Wolter [...] meint: «Hinter der Kritik an der angeblichen Ökonomisierung der Schule steckt die romantische Vorstellung einer dezentralen Selbststeuerung, wo jede Lehrperson und jede Schule tun und lassen

kann, was sie will, ohne Aufsicht und Konsequenzen.» Dorthin wolle er, Wolter, aber keinesfalls zurück. Münch [...] weist solche Kritik [...] weit von sich. Auch das frühere pädagogische Establishment sei «keineswegs der Himmel auf Erden. Es favorisiert eine Form von Bildung, Schule und Unterricht, die leicht dazu neigt, um sich selbst zu kreisen und aus dem Auge zu verlieren, was in der Welt da draussen passiert.»

Und was erkennt der Soziologe dort? Ein «weltumspannendes Netzwerk», das aus Think-Tanks, Stiftungen, internationalen Organisationen, der «Bildungs- und Testindustrie» sowie Policy-Unternehmen bestehe und «neoliberale Bildungsreformen» vorantreibe. «In diesen Netzwerken werden Wissen und Informationen verbreitet, Unterstützung mobilisiert, Gelder verfügbar gemacht, Loyalitäten und wechselseitige Verpflichtungen geschaffen. Think-Tanks stellen Wissen, Informationen und Reformprogramme zur Verfügung, Stiftungen fördern mit ihrem Geld Reformprogramme, Advocacy-Groups mobilisieren die Öffentlichkeit und rekrutieren Unterstützer für die Durchführung dieser Programme.»

Münch nennt auch Ross und Reiter:

- Da ist etwa McKinsey. Das Beratungsunternehmen röhmt sich auf seiner Website [...], seit 2010 habe es 220 «Transformationsprojekte» in 10 nationalen und 20 regionalen Bildungssystemen durchgeführt – mit «impact» bei 400'000 Schulen, 3 Millionen Lehrern und 60 Millionen Schülern. McKinsey sieht in der Bildung einen «globalen Wachstumsmarkt von 8 Billionen Dollar» mit «vielen Investitionsmöglichkeiten für Private», von Management-Dienstleistungen bis zur Lieferung von Unterrichtsmaterial.
- Zweites Beispiel: die britische Pearson Education, der weltgrösste Bildungskonzern mit einem Umsatz von 5,7 Milliarden Franken und 30'000 Angestellten in 70 Ländern. Pearson bietet alles an, von der Schulbuchproduktion bis zur Konzeption des internationalen Pisa-Tests, der 2018 wieder in 80 Ländern durchgeführt wurde, inklusive der Schweiz.
- Beispiel Nummer drei: «Missionarische Milliardärsstiftungen» (Münch) wie jene von Bill und Melinda Gates, die in Bildungsfragen weltweit sehr aktiv ist und eine hohe Affinität zu privatwirtschaftlichen Anreizen in der Schule hat. Eine ähnliche Rolle spielt in Deutschland die Bertelsmann-Stiftung.
- Schliesslich der wichtigste Pfeiler im bildungsindustriel-

*Es geht um viele Arbeitsplätze, um Forschungsaufträge,
Prestige und Deutungsmacht.*

len Komplex: die OECD, die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung in Paris mit ihren 36 (mehrheitlich westlichen) Mitgliedstaaten. Geprägt von einer sozialtechnokratischen Machermentalität aus der amerikanischen Kriegswirtschaft, begann die OECD bereits in den 1960er Jahren, Daten im grossen Stil zu sammeln. Mit dem internationalen Leistungstest Pisa hat sich die OECD dann als zentrale internationale Plattform in der Bildungspolitik etabliert – und damit den Aufbau einer grossen Test- und Beratungsindustrie ermöglicht.

In Zürich präsentiert Münch ein Netzwerk, das rund 1800 Personen umfasst, und als «Dreigestirn der globalen Bildungsgovernance» hat er diese drei Männer ausgemacht: den Deutschen Andreas Schleicher, Bildungsdirektor bei der OECD und Erfinder der Pisa-Tests; dann Eric Hanushek, «den weltweit einflussreichsten Bildungsökonomen» (Münch), der an der Universität Stanford lehrt; schliesslich den Briten Sir Michael Barber, der als Bildungsexperte im Kabinett von Tony Blair Karriere machte, dann zu McKinsey wechselte, um nationale Bildungsministerien zu beraten, ehe er bei Pearson Education anheuerte. Münch nennt das «einen schönen Drehtüreneffekt».

Man braucht tatsächlich nicht lange nach Belegen dafür zu suchen, wie sich dieses «Dreigestirn» die Bälle fast blind zuspielt. So bewirbt [...] Andreas Schleicher sein neues Buch, «World Class», mit einem Zitat von Michael Barber («das wichtigste Buch des Jahrzehnts über Bildung»), und Eric Hanushek wird darin [...] achtmal als Experte zitiert. Aber dass dieses Trio nun gleich das Triumvirat eines globalen bildungsindustriellen Komplexes bilden soll? Nicht nur für Bildungsökonomen klingt das mitunter nach einer Verschwörungstheorie. Doch diesen Vorwurf weist Münch ebenso vehement zurück wie jenen der Bildungsromantik. «Diese Personen «verschwören» sich nicht, sondern sind so eng miteinander verbunden, dass sie eine gemeinsame Sicht auf die Bildungswelt teilen, und sie sitzen an so zentralen Schaltstellen der Macht im transnationalen Bildungsfeld, dass sie in erheblichem Masse die weltweite Verbreitung und Institutionalisierung des Testregimes vorantreiben können.»

Von Verschwörung würde Münch auch deshalb nicht reden, weil er niemandem im bildungsindustriellen Komplex schlechte Absichten unterstellt. Alle Akteure wollten die Schulen der Welt verbessern und die Bildungschancen gerade auch der armen Kinder. Aber auch dieser Komplex

entwickelt wie jede grosse Organisation eine Eigendynamik – und Eigeninteressen. Es geht um viele Arbeitsplätze, um Forschungsaufträge, Prestige und Deutungsmacht, und genau dies will der Soziologe transparent machen. «Warum», fragt er sein Publikum in Zürich, «findet der Pisa-Test alle drei Jahre statt, obwohl die Resultate immer die gleichen sind?» Die lakonische Antwort: «Weil dieser Rhythmus für durchgängige Beschäftigung in der Testindustrie sorgt.»

Nehmen wir ein naheliegendes Beispiel und machen eine Probe aufs Exempel: die Schweiz. Sie kommt in Münchs Buch gerade einmal in einer halben Zeile vor. Also Fehlalarm? Dieses Urteil wäre vorschnell, denn namentlich die OECD hat seit rund dreissig Jahren sehr wohl einen starken Einfluss auf die Schweizer Bildungspolitik, wie die Erziehungswissenschaftlerin Regula Bürgi in ihrer Forschung minuziös belegen konnte.

Der damals noch [...] unbekannte Andreas Schleicher, ursprünglich Physiker und Statistiker, wurde bereits in den 1990er Jahren regelmässig in Bern gesichtet, auf Besuch beim Bundesamt für Statistik, das Feuer und Flamme für die Idee war, den seinerzeit noch weitgehend autonom laufenden Schweizer Bildungsbetrieb genauer in Zahlen zu fassen. Ein prächtiges Betätigungsfeld! Doch die OECD hatte ein besonderes Problem mit ihrem treuen Mitglied Schweiz. Es fehlte ein Ansprechpartner auf Regierungsebene, denn in diesem föderalistischen Unikum gibt es keinen nationalen Bildungsminister mit Durchgriffsrecht; die Volksschule ist bekanntlich Sache der Kantone. In diesem Vakuum schlug die Stunde der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK), die sich fortan als Scharnier zur OECD etablierte – und damit auch ihre Stellung im Inland gegenüber dem Bund massiv stärkte. Die OECD wiederum baute ihre Vormacht in der internationalen Bildungspolitik aus, indem sie – in Eigenregie, nicht etwa auf Anweisung ihrer Mitgliedstaaten – in den 1990er Jahren Pisa erfand und sich dadurch ihrerseits unentbehrlich machte.

Schon vor der Einführung von Pisa lieferte die OECD 1991 mit einer entsprechenden Studie den Anstoss zu einem zentralen Wechsel in der Schweizer Bildungspolitik, wie Jürgen Oelkers, emeritierter Erziehungswissenschaftler an der Universität Zürich, erklärt. Das war der Wechsel von den Lehrerseminaren zu den pädagogischen Hochschulen, also der Startpunkt für die Akademisierung der Primarlehrerausbildung. [...]

Die OECD baute ihre Vormacht in der internationalen Bildungspolitik aus, indem sie in Eigenregie in den 1990er Jahren Pisa erfand und sich dadurch ihrerseits unentbehrlich machte.

Niemand war in der Schweiz empfänglicher für die Ideen der OECD als Ernst Buschor, Professor für Betriebswirtschaftslehre an der HSG und selber ein glühender Verfechter von NPM. Als er in die Zürcher Regierung gewählt wurde und 1995 die Bildungsdirektion übernahm, hatte Buschor sein ideales Feld für Reformen gefunden. Er wollte [...] nicht mehr nur auf den Input achten wie die traditionelle Bildungsverwaltung, die oft aus gelernten Pädagogen bestand, sondern stärker auf den Output. Buschor verlangte mehr Effizienz und pochte auf harte Zahlen dazu, was die Schulen am Ende des Jahres wirklich liefern.

In der OECD war man begeistert über den neuen Kurs, die kantonalen Bildungsdirektoren staunten, doch die Lehrerschaft war entsetzt. Sie fühlte sich kontrolliert und gegängelt wie nie zuvor, als plötzlich ein Mann der Wirtschaft detaillierte Rechenschaft über die Wirksamkeit ihrer Arbeit einforderte. Dann kam im Jahr 2000 der Schock nach den ersten – eher mässigen – Pisa-Resultaten. Buschor nutzte die Verunsicherung und schob im Kanton Zürich nun erst recht eine Reform nach der andern an – gegen den erbitterten Widerstand der Berufsverbände. Die «Generation Buschor» wähnte sich fortan in einem Hamsterrad, das sich auch in Zukunft weiterdrehen wird, «weil das System immer neue Reformen generiert», wie Jürgen Oelkers sagt.

Zentrale Reformen im Geiste von New Public Management waren die Einführung von Schulleitungen, die Beurteilung

einzelner Lehrpersonen oder die Evaluierung ganzer Schulen. All dies war in der Lehrerschaft anfangs höchst umstritten, zumal wenn eine Beurteilung lohnwirksam war. Denn so manches, was empirische Bildungsforscher als wichtige Instrumente zur Messung von Qualität sehen, kam bei den Lehrpersonen vor allem so an: noch mehr Berichte, Formulare ohne Ende, sinnlose Bürokratie.

Die Mehrheit der rund 100'000 Lehrerinnen und Lehrer in der Schweiz hat sich inzwischen mit den Dauerreformen arrangiert, aber es gibt rote Linien. Zum Beispiel jene, dass sich Schulen nicht wie Firmen führen lassen. «Schulleiter sind keine CEO», sagt Jürgen Oelkers. Und die Volksschule ist nicht einfach ein Markt. Der «Turboreformer» Buschor bekam seine Grenzen zu spüren, als das Zürcher Stimmvolk [...] 2003 seine im Volksschulgesetz gebündelten Reformen an der Urne versenkte. Auch die Skepsis gegenüber mehr schulischem Wettbewerb ist weiterhin gross. So wurden die diversen kantonalen Initiativen zur freien Schulwahl, die genau dies wollten, in den letzten Jahren überall klar verworfen. [...]

Derweil pflegt die Schweiz – unabhängig von der OECD, aber sehr erfolgreich – ihre ganz eigene Wirtschaftsnähe in der Bildungspolitik: mit einer ausgeklügelten dualen Berufsbildung, die grossen Wert auf die Bedürfnisse der Unternehmen legt und im Gegenzug von der hohen Integrationsfähigkeit des Arbeitsmarktes sowie der tiefen Ar-

